

## Theorie als Gedächtniskunst

Jens Soentgen

### Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Soentgen, Jens. 1997. "Theorie als Gedächtniskunst." *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 28 (1): 183–203. <https://doi.org/10.1023/A:1008262018551>.

### Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

**Deutsches Urheberrecht**

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



# THEORIE ALS GEDÄCHTNISKUNST

JENS SOENTGEN

**SUMMARY.** The essay develops the principles of the antique resp. medieval *ars memorativa*, which was a skill of memorizing large amounts of varying informations. Then the parsonian theory of society is analysed and it is shown, that it is constructed according to the same principles. Hence it follows the thesis, that at least special kinds of sociological (and psychological) theories can be considered as modernized forms of the old *ars memorativa*. The author defends this thesis against a set of nearby objections. It is not tried to prove the historical truth of thesis, i.e. to show, that the tradition of theoretical literature indeed roots in the tradition of antique resp. medieval *ars memorativa*. In any case an examination of this question might yield new insight in the prehistory of theoretical thought.

*Key words:* ars memorativa, history of science, memory, sociological theory, theoretical structures

## 1. EINLEITUNG: DIE ANTIKE UND MITTELALTERLICHE *ARS MEMORATIVA*

In den Blütezeiten der Rhetorik, im antiken Griechenland und Rom, aber auch noch im Mittelalter und in der frühen Neuzeit wurde in den Schulen die *ars memorativa* gelehrt, die es ermöglicht, sich beinahe beliebige Mengen von Informationen oder auch wörtliche Texte zu merken. Die Kunst vermag die natürliche Gedächtniskapazität in ganz außergewöhnlichem Maße zu steigern; so berichtet uns Quintilian etwa, daß Crassus („der Reiche“), „der, als er Prokonsul von Kleinasien war, fünf verschiedene griechische Dialekte so beherrschte, daß er jedem in der Sprache, in der er sein Urteil erbat, Recht gesprochen haben soll, oder auch Kyros, von dem es heißt, er hätte die Namen aller seiner Soldaten gekannt; ja, Theodectes soll beliebig viele Verse nach einmaligem Anhören auf der Stelle wiedergegeben haben“.<sup>1</sup>

Wobei hinzuzufügen ist, daß der jeweilige Lernstoff so gespeichert wird, daß er in jeder beliebigen Reihenfolge erinnert werden kann; Verse etwa, die durch die Kunst gedächtnisfreundlich arrangiert werden,

können auch rückwärts, und in jeder Reihenfolge wiedergegeben werden. Ziel ist also nicht lediglich die volle Ausschöpfung der natürlichen Gedächtniskapazität, sondern besonders die Steigerung von Vielseitigkeit und Schnelligkeit des Zugriffs auf das Gespeicherte. Dies gelingt, weil das zu Merkende durch gewisse Tricks, die wir gleich kennenlernen werden, so arrangiert wird, daß es sich vor dem inneren Auge bequem überschauen läßt. Mit dem einfachen Auswendiglernen hat das Memorieren nach den Regeln der Kunst keine Verwandtschaft, wie man schon an dem unterschiedlichen Erfolg dieser beiden Tätigkeiten sehen kann: während die *ars memorativa* dazu führt, daß man das Gelernte in beliebiger Reihenfolge abrufen kann, ist das mechanisch, durch bloße Wiederholung Auswendig-gelernte meistens nur in genau derjenigen Reihenfolge abfragbar, in der es gelernt wurde.<sup>3</sup>

Quintilian gibt in seiner *Institutio oratoria* eine übersichtliche Darstellung der Prinzipien der *ars memorativa*. Die Gedächtniskünstler, so schreibt er, „wählen ... Örtlichkeiten aus, die möglichst geräumig und recht abwechslungsreich und einprägsam ausgestattet sind, etwa ein großes Haus, das in viele Räume zerfällt. Alles, was hierin bemerkenswert ist, nehmen sie sorgfältig und fest in ihr Bewußtsein auf, so daß das Überdenken ohne Zaudern und Stocken alle seine Teile durchlaufen kann. Und das ist die erste Anstrengung, bei diesem Durchlaufen nicht hängen zu bleiben; denn mehr als fest muß das Gedächtnis das bewahren, was wieder für anderes Gedächtnisstütze sein soll. Dann fassen sie das, was sie geschrieben haben oder in Gedanken ausarbeiten, in einen Begriff zusammen und kennzeichnen diesen mit einem Merkmal, das zur Anregung des Gedächtnisses dienen soll, sei es ein Bild aus dem ganzen Begriffsbereich z.B. der Seefahrt oder dem Kriegswesen oder sei es irgend ein Stichwort des Textes; denn entfällt uns ein Gedanke, so läßt er sich schon durch den Anstoß, den ein einziges Wort bietet, wieder ins Gedächtnis bringen. Ein Merkmal für die Seefahrt mag etwa der Anker sein, eins für das Kriegswesen ein Stück der Bewaffnung. Diese Merkmale verteilen sie folgendermaßen: den ersten Gedanken weisen sie etwa dem Vorraum zu, den zweiten, nun nehmen wir an, dem Atrium, dann geht die Runde um die Innenhöfe, und schließt bei der Verteilung nicht nur die Schlafkammern und Sitzecken ein, sondern auch Statuen und Ähnliches ganz der Reihe nach. Ist das geschehen, so beginnen sie, wenn man sich wieder erinnern soll, von Anfang an diese Örtlichkeiten wieder zu durchmustern und sammeln wieder auf, was sie jeder Stelle anvertraut haben, wie jeweils das Bild die Erinnerung an das Betreffende weckt. So werden die einzelnen Gegenstände, mag es noch so viel sein, woran man sich erinnern muß, durch eine Art Riemen verbunden, und es gibt keinen Irrtum bei der Verbindung des Folgenden mit dem

Vorhergehenden, wenn man sich nur die Mühe gemacht hat, seinen Text auswendig zu lernen. Was ich von dem Haus gesagt habe, läßt sich auch mit öffentlichen Bauten, einem langen Weg, dem Lageplan von ganzen Städten und mit Bildern machen. Auch künstlich kann man sich solche Bilder herrichten. Erforderlich sind also Örtlichkeiten, die man entweder selbst erfinden oder aus dem Leben nehmen kann, sowie Bilder oder Abbildungen, die man jedenfalls selbst erfinden muß“.<sup>4</sup>

Das Geheimnis dieser *ars memorativa* besteht also zunächst darin, die zu merkenden Informationen zusammenzufassen, indem sie in Bilder übersetzt werden. Solche Bilder sind Formen, Zeichen oder Abbilder (*formae, notae, simulacra*) der zu erinnernden Sachverhalte.<sup>5</sup> Es wird auch empfohlen, die Informationen, an die man sich erinnern möchte, in grausame, seltsame oder besonders schöne Bilder zu übersetzen, sogenannte *imagines agentes*, bewegte und bewegende Bilder, denn „das Auffällige und Neue bleibt länger in unserem Verstand haften“.<sup>6</sup> Diese Bilder werden dann in einem übersichtlichen System von *loci* deponiert, d.h. reale oder imaginäre Architekturen, Straßenzüge oder Inneneinrichtungen, die sich der Gedächtniskünstler zuvor einprägen muß. Diese Operation erleichtert den Vorgang der Wiedererinnerung, da die „Souvenirs“, wenn sie sinnvoll und übersichtlich arrangiert werden, leichter aufgefunden werden, ein Effekt, der uns allen aus der Erfahrung mit aufgeräumten Arbeitsplätzen vertraut ist.

Eine Variante, die schon in der Antike und dann besonders im Mittelalter im Gebrauch war, bestand darin, statt einer anschaulichen Architektur ein abstraktes Schema als System von Orten zu verwenden. Diese Kunst geht auf Aristoteles zurück; ich möchte sie hier in Anlehnung an eine klare Darstellung des Hugo von St. Victor, jenem berühmten Scholastiker, der im 12. Jahrhundert an der Klosterschule von St. Victor in Paris lehrte, erläutern. Man braucht für diese Methode eine Zeichenfolge mit festem Anfang, z.B. die Folge der natürlichen Zahlen. Möchte man nun einen Lernstoff, z.B. die Psalmen, memorieren, so hat man folgendermaßen vorzugehen: man numeriert zunächst die Psalmen durch – es gibt 150. Dann visualisiert man die erste Zeile jedes Psalms mit der zugehörigen Nummer. Wenn diese Verbindungen fest sitzen, geht man zum zweiten Schritt über, der darin besteht, daß man jeden Psalm in kleinere Einheiten zerlegt, die man wiederum numeriert. Nun visualisiert man diese Unternummern mit den zugehörigen Texteinheiten. Beim Erinnern geht man dann die Nummernfolgen der jeweiligen Psalmen durch und sammelt dabei gewissermaßen den Text Stück für Stück auf – es ist klar, daß man nicht unbedingt immer mit der ersten Nummer beginnen muß; man kann auch mit der letzten anfangen und so die gewählten Texteinheiten rückwärts rezitieren.<sup>7</sup>

Selbstverständlich funktioniert das Verfahren auch, wenn man einen Lernstoff nicht wörtlich, sondern nur dem Inhalt nach einprägen muß.

Die Methode beruht auf dem Prinzip, den Lernstoff zu zerlegen (*divisio*), ihn mit Hilfe eines starren, perfekt beherrschten Zeichensystems zu codieren, und ihn dann anhand dieses Schemas wieder beliebig zusammenzusetzen (*compositio*), wir wollen sie im Unterschied zu der zuvor beschriebenen Methode, die wir als architekturelles Gedächtnis bezeichnen können, Zeichengitter nennen. Es handelt sich dabei zwar um eine Alternative zu jener anschaulicheren Gedächtniskunst, welche uns Quintilian beschrieben hat, aber nicht um eine ausschließende Alternative: man kann beide Künste kombinieren, sich sowohl des Zeichengitters als auch der Gedächtnisarchitektur bedienen. Wir werden weiter unten, wenn wir versuchen, Talcott Parsons Gesellschaftstheorie als *ars memorativa* zu verstehen, feststellen, daß dieser Wissenschaftler genau diese Kombination verwendet.

## 2. DIE THESE: MODERNE THEORIE IST GEDÄCHTNISKUNST

Die Erforschung der *ars memorativa* und ihrer Geschichte wird gegenwärtig hauptsächlich von Philologen vorangetrieben<sup>8</sup>; ich meine, daß sie auch das Interesse der Wissenschaftsphilosophen auf sich ziehen sollte. Denn ein besseres Verständnis der *ars memorativa* kann uns zu einem besseren Verständnis der Struktur jener Theorien führen, wie sie uns in der Metapsychologie (z.B. bei Freud), der Gesellschaftstheorie (z.B. bei Parsons, Luhmann, Habermas) und in manchen Gebieten der Philosophie (z.B. bei Kant oder Hegel) begegnen. Ich möchte im folgenden Aufsatz darlegen, daß sich die Struktur solcher Theorien verstehen läßt, wenn man unterstellt, daß Theorien die Funktion haben, ihrem Adepten zu ermöglichen, eine große Menge sehr heterogener Fakten im Gedächtnis behalten zu können. Theorien sind gewissermaßen mnemotechnische Kniffe, die ein kluger Kopf ersonnen hat, um sich selbst und anderen zu ermöglichen, eine Menge Fakten so zu arrangieren, daß sie sich leichter einprägen und leichter erinnern lassen.<sup>9</sup> Oder kurz gesagt: Moderne Theorien sind eine rationalisierte Form der antiken *ars memorativa*.

Diese Auffassung ist nicht ganz so ungewöhnlich, wie es zunächst scheint. In kryptischer Form taucht sie nämlich auch in vielen Kommentaren zu aktuellen Theoriebildungen auf, wenn etwa eine Theorie als einfach, prägnant oder suggestiv bezeichnet wird. Was soll das anderes bedeuten, als daß sich ihre Form leicht im Gedächtnis behalten läßt? In eine ähnliche Richtung zielen auch manche Formulierungen Niklas Luhmanns, der gelegentlich vom „Design“ seiner Theorie und von den „Arrangierkünsten des

Theoretikers“ spricht: Entspricht nicht das „Theoriedesign“ einem eventuell sehr abstrakten architekturellen Gedächtnis, und das „Arrangieren“ dem Unterbringen der Fakten in dieser Architektur? Ernst Mach schließlich verstand theoretische Gebilde als denkökonomische Vorrichtungen,<sup>10</sup> eine Auffassung, die sich mit der hier vorgeschlagenen weiter aufhellen läßt, da sich die Denkökonomie als Gedächtnisökonomie interpretieren läßt, als Kunst, die begrenzte Kapazität des Gedächtnisses durch ökonomisches Arrangement der Fakten voll auszuschöpfen. Nicht zuletzt ist Frances Yates zu erwähnen, die im Schlußkapitel ihres Standardwerkes über die Geschichte der Mnemonik beobachtet, „wie die Gedächtniskunst in den Trends des neuen Jahrhunderts (gemeint ist das 17. Jh. – J.S.) als ein Faktor beim Entstehen der wissenschaftlichen Methode überlebt“.<sup>11</sup>

Aber der Beweis für die These kann nicht allein durch Hinweis auf Autoritäten geführt werden, sondern muß durch sachliche Argumente erfolgen. Um das Beweisziel erreichen zu können muß ich die These zunächst einschränken. Ich werde im folgenden nur zu erweisen suchen, daß sich in modernen Theorien Örtersysteme finden, die dieselbe Struktur und dieselbe Funktion haben wie die Örtersysteme der antiken Gedächtniskünstler. Eine entsprechende Untersuchung, die zu zeigen hätte, daß moderne Theorien auch Gebrauch von Bildern machen, deren Struktur und Funktion dieselbe ist, wie die jener *formae*, *notae*, *simulacra* und *imagines agentes* der alten *ars memorativa*, muß hier aus Platzgründen unterbleiben. Eine solche Untersuchung würde vermutlich ergeben, daß die antiken *imagines agentes* identisch sind mit den Metaphern, die Hans Blumenberg als Hintergründe philosophischer Denksysteme analysiert hat.<sup>12</sup>

Betrachten wir also nun die Architekturen moderner Theorien. Zunächst eine globale Beobachtung: Die meisten begrifflichen Theorien, vielleicht alle, operieren mit einer Anzahl oberster Prinzipien, welche selten die Drei, anscheinend niemals die Neun überschreitet: Luhmann kennt drei Sinn-dimensionen (sachlich, zeitlich, sozial), drei bis vier Systemtypen (Interaktionssysteme, Organisationssystem, Funktionssystem, [Gesellschaftssystem]) usw., Parsons unterscheidet vier Funktionen, die jedes System erfüllen muß (s.u.), Habermas kennt drei Welten, zwei Formen der Vergesellschaftung, drei bis vier Geltungsansprüche der Rede ([grammatische Korrektheit,] Wahrheit, normative Richtigkeit, Authentizität) usw., Freud unterscheidet drei Instanzen der Psyche (Es, Ich, Überich), drei Phasen der Entwicklung der Psyche (orale, anale, genitale Phase) usw. Die Liste ließe sich beliebig verlängern, die Beispiele sind so zahlreich, daß man geradezu von einem „Gesetz der kleinen Zahl“ sprechen könnte. Und es ist auffällig, daß auch die antiken Autoren, die über die *ars memorativa* schrieben, empfahlen, die Orte in kleine Einheiten zu zerlegen, damit das

Gedächtnis beim Wiedererinnern die Orientierung behält. Explizit empfiehlt der Autor der Rhetorikschule *Ad Herennium*, die Örtersysteme in Fünfeinheiten zu zerlegen.<sup>13</sup> Aber auch an konkreten Beschreibungen von Örtersystemen, wie etwa dem Gedächtnistheater, das Robert Fludd im 17. Jh. konstruierte, ist ablesbar, daß kleinzahlige, übersichtliche Gliederung das dominierende Bauprinzip von Gedächtnisarchitekturen war:<sup>14</sup> der Kern von Fludds Örtersystem bestand aus einer viereckigen Bühne, welche drei Ebenen hatte, fünf Eingänge; der Theaterbau, der diese Bühne umschloß, hatte einen sechseckigen Umriß usw.<sup>15</sup>

Dieses sonderbare Strukturgesetz folgt m.E. aus einem Gesetz der Gedächtnispsychologie, das besagt, daß wir im Kurzzeitgedächtnis, gewissermaßen vor unserem inneren Auge, nicht mehr als fünf bis höchstens neun verschiedene Informationsbündel gleichzeitig überblicken können. Denn wenn wir uns in der Architektur unseres Gedächtnisses auf die Suche nach einer bestimmten Information begeben, so müssen wir bei dieser Suche immer den Überblick bewahren können, sonst verlieren wir die Orientierung. Und damit dieses gewährleistet ist, muß die Gedächtnisarchitektur in kleinere Einheiten untergliedert sein, die vom „inneren Auge“ gut überschaut werden können. Es handelt sich bei dem Gesetz der kleinen Zahl um eine experimentalpsychologisch gut überprüfte, fundamentale Beschränkung des Kurzzeitgedächtnisses.<sup>16</sup> Es geht wohlgerne nicht darum, daß etwa das Gedächtnis grundsätzlich nicht mehr als fünf bis neun verschiedene Informationen oder Informationscluster speichern könnte, sondern lediglich um eine Operationsbeschränkung beim Prozeß des Wiedererinnerns.

Nun mag es zwar plausibel sein, daß derlei kognitionspsychologische Gesetze einen Einfluß auf die Gestalt von Mnemotechniken haben, wie es die besprochenen Gedächtnisarchitekturen sind, aber warum sollten sie in irgendeiner Form auch die Struktur von Theorien bestimmen? Warum müssen Theorien ein gedächtnisfreundliches Design haben? Die Antwort auf diese grundsätzliche Frage folgt aus einer Behauptung, die wohl jeder zugeben wird: Weil Theorien Instrumente des Denkens sind. Und damit man mit diesen Instrumenten auch denkend umgehen kann, muß die Theorie mental handhabbar sein. Damit sie dies ist, muß sie für das Kurzzeitgedächtnis prozessierbar sein. Deshalb muß eine Theorie immer ein gedächtniskompatibles Design haben. Ähnlich, wie man von elektrischen oder mechanischen Handwerkzeugen erwartet, daß man sie mit zwei normalen Händen bedienen kann, daß man also z.B. nicht 11 Finger gleichzeitig einsetzen muß, damit der Küchenquirl anspringt, erwartet man von einer Theorie, daß sie so gebaut ist, daß ein normaler Geist mit einem normalen Gedächtnis sich in ihr zurechtfinden kann. Denken und Gedächtnis

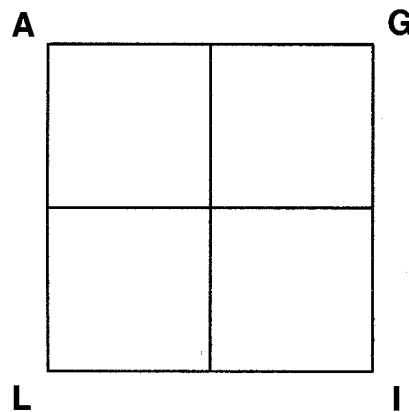
gehören also nicht nur sprachlich, sondern auch der Sache nach zusammen. Denken ohne Gedenken ist nicht möglich, deshalb schlagen die strukturellen Begrenzungen des Erinnerns auch auf die Ebene des Denkens und seiner Darstellung durch.

Daß die Gesetze des Gedächtnisses die strukturellen Möglichkeiten von Theoriebildungen limitieren folgt noch aus einer anderen Annahme, die gleichfalls unproblematisch sein dürfte: Theorien haben die Funktion, Wissen für andere in einer übersichtlichen Form darzustellen. Diese Annahme entspricht einer in der aktuellen Wissenschaftstheorie weitgehend anerkannten Auffassung, die sich im Gefolge der Arbeiten Ludwik Flecks<sup>17</sup> und Thomas S. Kuhns<sup>18</sup> in der Wissenschaftstheorie immer weiter durchgesetzt hat. In einer neueren Ausarbeitung schreiben Wolfgang Krohn und Günter Küppers: „Im modernen wissenschaftlichen Unterricht beruht das Lernen auf einem eigenständig dafür verfaßten Schrifttum. ... Dieses Schrifttum folgt trotz seiner Vielfalt einigen Grundtendenzen, die eine der zentralen kognitiven Rückkopplungen an die Forschung bilden. Wir nennen sie zusammenfassend die *Axiomatisierung des Wissens*. Um Wissen in der schriftlichen Form einem allgemeinen Auditorium zu vermitteln ... muß Ordnung in das produzierte Wissen gebracht werden; empirische Fakten werden in theoretischen Sätzen dargestellt, ... (diese) werden in die logische Ordnung einer Theorie gebracht“.<sup>19</sup> Wenn Theorien tatsächlich, wie hier unterstellt, der Vermittlung von Wissen dienen, dann folgt, daß sie nach lernpsychologischen, genauer: gedächtnispsychologischen Gesichtspunkten strukturiert sein müssen. Sonst können sie nicht das Lernen und Erinnern von Wissen erleichtern. Theorien müssen, das folgt auch aus dieser Annahme, der Arbeitsweise des Gedächtnisses angepaßt sein wie der Schlüssel dem Schloß; nur so können sie helfen, das Wissen einer disziplinären Gemeinschaft in die Köpfe der Neulinge zu übertragen.

### 3. EIN BEISPIEL: TALCOTT PARSONS VIERFELDER-THEORIE

Ich möchte nun am konkreten Beispiel der Gesellschaftstheorie Parsons demonstrieren, wie man eine moderne Theorie als rationalisierte Form der antiken *ars memorativa* verstehen kann.<sup>20</sup> Die Darstellung konzentriert sich auf die Architektur der Theorie, während ich die Verschlüsselung der Inhalte zu *formae*, *notae*, *simulacra* und *imagines agentes*, wie gesagt, nicht untersuchen werde. Wir beschäftigen uns nur damit, wie solche Inhalte so in einer raffinierten Architektur abgelegt werden, daß sie leicht wiedergefunden werden können. Die Theorie befaßt sich mit Phänomenen wie Politik, Wirtschaft, Religion, Moral usw.; also mit dem gesamten Spektrum gesellschaftlicher Prozesse und Bereiche. Über diese „soziale Wirk-



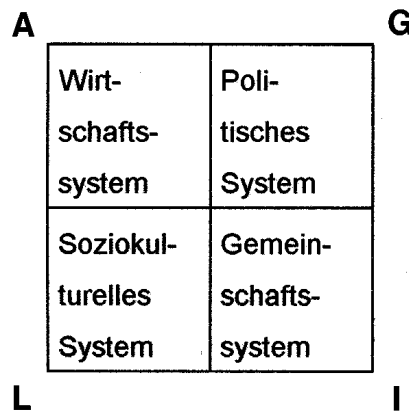


Schema 1. Das AGIL-Schema.

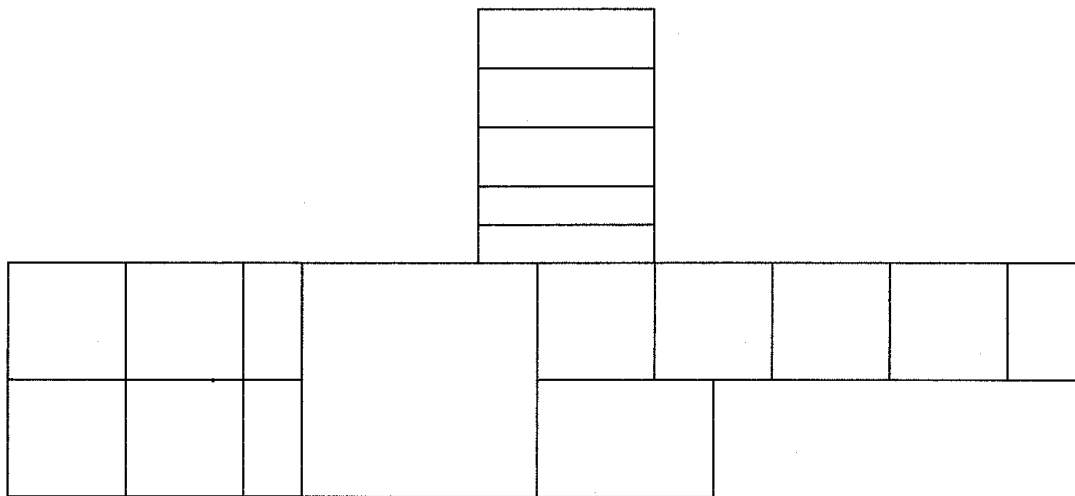
lichkeit“ haben wir dank der Aktivitäten der Soziologen eine sehr große Menge von Informationen. Aber wie ist dieser Informationsberg sinnvoll zu ordnen? Wie kann man ihn so untergliedern, daß man ihn überblicken kann? Wird man nicht hochkomplexe und ausgreifende Ordnungssysteme benötigen, um diese Massen sortieren und abtragen zu können? Parsons scheint anderer Meinung zu sein, denn er beginnt die Analyse bzw. die Gedächtnisarbeit mit einem höchst simplen, aus vier Feldern bestehenden Schema (1).

Die Felder sind benannt mit den Buchstaben A, G, I, L; leicht zu merken, da sie zusammen ein sinnvolles Wort ergeben, und das ist sogar der Fall, wenn man sie rückwärts liest: LIGA. An solchen kleinen Details zeigt sich bereits Talcott Parsons Meisterschaft in der Gedächtniskunst. Selbstverständlich haben diese Buchstaben auch eine Bedeutung, aber wir wollen sie hier nur als Chiffren verstehen, mit denen die Felder kurz und knapp bezeichnet werden. Die Felder nun haben dieselbe Funktion wie die Örter der *ars memorativa*: in sie soll das verfügbare Wissen über die soziale Realität eingefügt werden. Gewiß ist es ratsam, dieses Wissen zuvor in eine Ordnung zu bringen, es zu gliedern nach allgemeineren und spezielleren Themengebieten. Und so ist Parsons auch vorgegangen, und folgt damit übrigens – wenn auch unbewußt – wieder einer Regel der überlieferten Gedächtniskunst.<sup>21</sup> Er beginnt mit den vier recht allgemeinen soziologischen Themenbereichen, Wirtschaft, Politik, Kultur und Gemeinschaft,<sup>22</sup> und bringt sie in seinem Schema (2) unter.

Vier allgemeine soziologische Themengebiete sind damit übersichtlich angeordnet. Aber ist damit das Schema nicht schon besetzt? Wie will man die Unterthemen und die Unterthemen der Unterthemen bis herunter zu den konkreten Fakten noch unterbringen? Nun, man könnte das System ja in alle möglichen Richtungen erweitern, ganz nach Bedarf, und in den so



Schema 2. Die Struktur des Gesellschaftssystems<sup>23</sup>.

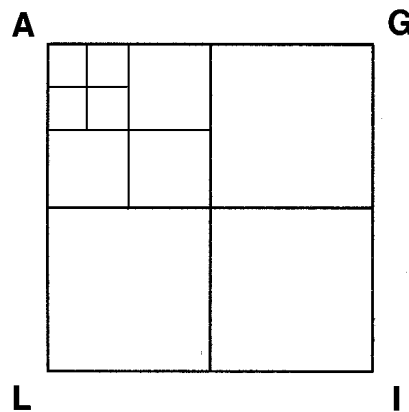


Schema 3. Eine verschrobene Erweiterung des Vier-Felder-Schemas.

geschaffenen neuen Örtern dann die übrigen Unterthemen und Unterunterthemen plazieren (Schema 3).

Leider hat eine solche Erweiterung den Nachteil, daß sie ziemlich unübersichtlich wirkt. Außerdem würde sie dazu nötigen, Ober- und Unterthemen nur nebeneinander anzuordnen, also auf eine Weise, die nicht ihrem logischen Verhältnis entspricht. Eine ziemlich willkürliche und unbefriedigende Erweiterung der ursprünglichen Architektur. Tatsächlich handelt es sich auch nicht um diejenige Problemlösung, die Parsons entwickelt hat. Nein: dieser raffinierte Mnemoniker ist anders vorgegangen. Parsons kam auf den Gedanken, seine Architektur nicht nach außen, sondern nach innen zu erweitern. Dies funktioniert, indem die Vier-Felder-Form einfach in sich selber wiederholt wird (Schema 4).

Auf diese Weise entsteht ein magisches Quadrat, dessen äußere Gestalt zwar begrenzt, das aber innerlich unendlich ist. Ein Feld mit definierter Ausdehnung, in das man dennoch die ganze soziale Welt hineinstecken

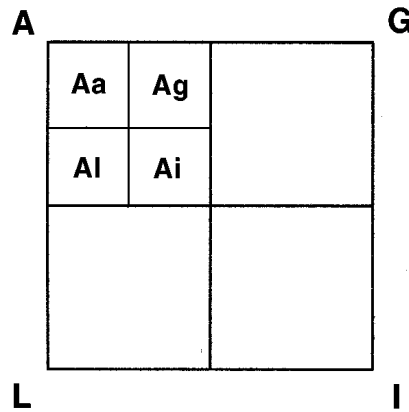


Schema 4. Parsons Erweiterung des Vier-Felder-Schemas.

kann. Es entsteht eine Unendlichkeit, die für das Gedächtnis eine „gute Unendlichkeit“ ist, weil sie immer noch dem „Gesetz der kleinen Zahl“ gehorcht. Es mag unendlich viele Ebenen geben, aber sie alle sind stets in vier Felder zerlegt.

Gewiß kann eine solche Architektur, die innerlich unendlich fein zergliedert ist, nur imaginär aufgebaut werden, da sich kein Material so fein verbauen läßt. Aber immerhin gibt es doch wirkliche, begehbare Gebäude, die durchaus nach einem ähnlichen Bauprinzip wie das Parsonsche magische Quadrat konstruiert sind: nämlich die gotischen Kathedralen. Auch hier wird die Form, die das Gebäude als Ganzes umschließt, dazu verwendet, innere Einheiten auszugliedern, wie kleinere Kapellen oder Altäre oder Schreine oder Bilderrahmen. Die Analogie zwischen Kathedrale und Theorie ist übrigens nicht bloß auf den formalen Aspekt beschränkt; beide haben in gewisser Hinsicht auch denselben Zweck, denn auch die Kathedrale ist in gewisser Hinsicht ein System von Gedächtnisorten. In den Kapellen, Altären, Schreinen oder Bilderrahmen finden sich die *formae*, *notae*, *simulacra* und *imagines agentes*, die das Gedächtnis der Inhalte, der Geschichten und Protagonisten des christlichen Glaubens lebendig halten.

Kehren wir zurück zu der ineinander geschachtelten Anordnung der Örter in der Parsonschen Theorie. Diese Anordnung ist natürlich ideal, um logische Über- und Unterordnungen abzubilden. Unterthemen des Oberthemas „Politisches System“ mögen etwa sein: Rechtsetzung (Legislative), Rechtsdurchsetzung (Exekutive), Rechtsprechung und schließlich Verwaltung. Sie können nun in den neu geschaffenen Unterfeldern des Feldes „Politisches System“ untergebracht werden. Und weitere Unterthemen lassen sich in Unterfeldern dieser Unterfelder unterbringen. Auch die inneren Felder bezeichnet Parsons mit den Buchstaben A, G, I, und L. Das ist geeignet, Verwirrung zu stiften. Der Architekt hilft sich und dem Leser, indem er für die Ober- und Unterfelder verschiedene Schrifttypen



Schema 5. Die Bezeichnung des erweiterten Vier-Felder-Schemas.

benutzt. Er kann dann das a Subsystem des Politischen Systems, das selbst durch den Großbuchstaben G bezeichnet wird, durch die Buchstabenfolge Ga kennzeichnen. Solche Buchstabenkombinationen sind wie Wegweiser, die anzeigen, wie man das gesuchte Feld erreichen kann. Jedes Feld kann durch solche Kombinationen zugleich eindeutig bezeichnet und auffindbar gemacht werden. Wir stellen fest, daß Parsons sein architektureales Gedächtnis durch eine Version des Zeichengitters ergänzt, das wir oben kurz eingeführt haben.<sup>24</sup>

Untersuchen wir nun, wie man dieses Schema (5) nutzen kann, um sich an die darin verorteten Faktenkomplexe zu erinnern. Zunächst sieht es so aus, als wäre es eine ziemlich hoffnungslose Angelegenheit, in diesen ineinandergeschachtelten Schachteln etwas wiederzufinden. Ist das Erinnern in einer solchen Architektur nicht mit jenem ziellosen Suchen in endlosen, labyrinthischen Korridoren zu vergleichen, wie es Franz Kafka in seinen Romanen beschrieben hat? In gewisser Weise durchaus: aufgrund der Tatsache, daß die Architektur innerlich unendlich ist, breitet sich beim Begehen der Kammern und der Kammern in den Kammern tatsächlich eine leicht kafkaeske Stimmung aus, die sich bei manchen bis zu einem Gefühl Rat- und Hilflosigkeit verdichtet hat.<sup>25</sup> Aber nach einer gewissen Eingewöhnungszeit vergeht dieses Unbehagen, und man stellt fest, daß man sich in der Architektur sehr gut zurechtfinden kann, wenn man das Bauprinzip einmal verstanden hat. Dann funktioniert das Erinnern innerhalb des Systems genauso wie innerhalb der Gedächtnisarchitekturen, die Quintilian beschrieben hat: man durchmustert die Örtlichkeiten von Anfang an und sammelt wieder auf, was man jeder Stelle anvertraut hat. Dabei unterstützt das Wissen um die Gesetzmäßigkeit der Architektur den Erinnerungsprozeß nachhaltig. „Steht“ man etwa auf dem Feld, das „politisches System“ benannt ist, so weiß man, daß es genau vier Unterfelder haben muß. Diese kann man der Reihe nach abschreiten, wobei man die

Unterthemen aufgreift. Und dann kann man weiter zu den Unterunterfeldern absteigen, die genau gleich konstruiert sind, und in denen Parsons weiteres Wissensmaterial arrangiert hat.<sup>26</sup>

Es ist interessant, festzustellen, daß das Vier-Felder-Schema nicht etwa eine Erfindung Parsons zum Zwecke des Arrangierens soziologischer Fakten ist, sondern schon seit sehr langer Zeit im Gebrauch war. Und zwar ursprünglich in einem ganz anderen Bereich: in der Naturphilosophie. Spätestens Aristoteles verwendete die Form zur Darstellung der Vier-Elemente-Lehre.<sup>27</sup> Die Ausschöpfung des Paradigmas durch Wiederholung der Form in sich selbst scheint auf den *doctor illuminatus* Raimundus Lullus (1232–ca. 1316) zurück zu gehen<sup>28</sup>; sie ist dann insbesondere in der Tradition der Hermetik überliefert worden. Agrippa von Nettesheim etwa verwendet in seinem 1533 erschienenen Werk *De philosophia occulta* ein nach innen erweitertes Vier-Felder-Schema, um die gesamte zu seiner Zeit bekannte Naturgeschichte übersichtlich darzustellen.<sup>29</sup> Er benennt natürlich die Felder anders: nämlich mit den Namen der vier Elemente Feuer, Wasser, Erde, Luft.

Es ist auffällig, daß sich das Vier-Felder-Schema ebensogut zur Ordnung von Wissen über die Natur wie zur Ordnung von Wissen über die Gesellschaft einsetzen läßt. Man könnte dies natürlich dadurch erklären, daß eben die gesellschaftliche und die natürliche Welt eine ähnliche Struktur haben. Mir scheint aber die Annahme plausibler, daß die Architektur weniger die Struktur der Welt reflektiert, als daß sie vielmehr einen Reflex gewisser struktureller Beschränkungen des menschlichen Geistes, genauer gesagt des Gedächtnisses darstellt. Zu dieser Vermutung paßt auch die Tatsache, daß das Vier-Felder-Schema oft ein konstituierendes Element der ersten Entwürfe ist, mit denen ein neues Wissensgebiet, sei es nun die Gesellschaft oder die Natur erschlossen wird. Es ist ein Universalschlüssel, eine *clavis universalis*<sup>30</sup>, der Neuland eröffnet und begehbar macht. Ein kognitiver und mnemotechnischer Organisator, der vor anderen funktionalen Äquivalenten, wie etwa dem Fünf-Felder-Schema den formalen Vorzug hat, sehr komplex und doch visuell einfach zu sein.<sup>31</sup>

Die Beliebtheit des Schemas mag auch mit seinen symbolischen Assoziationen zusammenhängen: denn im Gegensatz zu anderen Formen wie Kreis oder Dreieck ist die Grundbedeutung des Quadrats nach psychoanalytischer Meinung die Ordnung. Und so wurden ja auch die endlosen Weiten Amerikas dadurch überschaubar und beherrschbar gemacht, daß sie in rechtwinklige Grenzgebiete unterteilt wurden. Rechtwinkligkeit scheint so etwas wie der Beginn der Kultivierung zu sein, in der Geographie ebenso wie in der Theorie.

Es muß einschränkend hinzugefügt werden, daß das Vier-Felder-Schema trotz der genannten formalen und ästhetischen Vorzüge gleichwohl nicht der in der Wissenschaft beliebteste kognitive Organisator ist. Dieser scheint immer noch die Drei-Komponenten-Theorie zu sein. Es scheint doch vielen Forschern näher zu liegen, anzunehmen, daß das Sein eher in drei als in vier Komponenten zerfällt. Entsprechend erfreuen sich Drei-Komponenten-Theorien, wenn ich richtig sehe, einer noch größeren Verbreitung als Vier-Komponenten-Theorien.<sup>32</sup>

Dieses hat Talcott Parsons in einige Schwierigkeiten gebracht, als er das durch Drei-Komponenten-Theorien vorgeordnete Wissen in seinem Vier-Felder-Schema unterbringen wollte. Sehr oft blieb ein Feld frei, für das dann der Architekt mühsam eine Besetzung suchen mußte. So zerfällt ja bekanntlich die menschliche Psyche, für die Parsons selbstverständlich auch ein Feld vorgesehen hat, nach Freuds Ansicht in *drei* Teile: Überich, Ich und Es. Parsons machte aus der ihm daraus erwachsenden Not aber eine Tugend, indem er einfach eine vierte Komponente ausfindig machte, das Ideal-Ich. Ähnlich ging er auch bei der Ökonomie vor, die von Haus aus ebenfalls lediglich in drei Komponenten zerfällt: Investition, Produktion und Organisation. Wieder ein leeres Feld. Parsons fand aber bald den fehlenden Titel: der „Boden“ war's!<sup>33</sup> Die Verwendung der Vier-Komponenten-Form führt also, wie man hier sieht, zu gewissen Problemen, wenn in die so gearbeitete Theorie auch solche Wissenskomplexe eingegliedert werden sollen, die mit Hilfe einer Drei-Komponenten-Form strukturiert sind.

Wenn die Erforschung eines Wissensgebietes vorangetrieben wird, mag sich oft herausstellen, daß die Schemata der ersten Entwürfe nicht recht passen. Dann müssen sie gegen andere Schemata ausgetauscht werden. Es ist aber natürlich auch möglich, daß sich herausstellt, daß z.B. das Vier-Felder-Schema, oder ein anderes ordnendes Schema, das ursprünglich nur als Mnemotechnik fungierte, tatsächlich in vollem Umfang oder teilweise mit der Wirklichkeit korrespondiert. Für die Parsonsche Theorie dürfte dies wohl nicht zutreffen, zumindest besteht in der gegenwärtigen Soziologie kein Konsens darüber, daß dieser Entwurf wahr ist.

Aber mir ist ein Beispiel aus den Naturwissenschaften bekannt: Mendeleevs Periodensystem der chemischen Elemente. Ursprünglich war es Mendeleevs Ziel, für sein Chemielehrbuch ein System zu finden, das die chemischen Fakten übersichtlich und einprägsam ordnet – also eine Gedächtnisarchitektur für seine Studenten zu entwickeln. Aber bald schon scheint er bemerkt zu haben, daß sein didaktisches Schema tatsächlich eine in der Natur vorkommende Struktur abbildet.<sup>34</sup> Es ist also durchaus möglich, daß ein Schema, das ursprünglich nur ein Kniff war, um Fak-

ten anzuordnen, plötzlich selbst ein Faktum, eine wahre Aussage über die Realität wird.

#### 4. ABER THEORIEN SOLLEN DOCH DEM VERSTÄNDNIS DIENEN! – DISKUSSION EINIGER EINWÄNDE

Wir haben die These, daß Theorien eine Form von Gedächtniskunst sind, durch formale Übereinstimmung zwischen den Gesetzen des Gedächtnisses und Gesetzen von Theoriestrukturen zu erhärten versucht.

Aber könnte man diese These nicht entkräften, indem man einfach bestreitet, daß es in unserer Zeit überhaupt eine Nachfrage nach Gedächtniskunst gibt? Man kann doch alle Informationen nachlesen, niemand muß sie sich merken, wir brauchen keine Gedächtniskunst mehr, weil wir alles aufschreiben können, wir können die Fülle der Informationen in Form von Schrift auslagern und brauchen sie daher nicht mehr zu memorieren. Wir leben nicht mehr in einer auf Gedächtnis basierten Kultur, sondern in einer Kultur, die auf Dokumenten aufbaut.

Doch auch eine Schriftkultur kann auf gutes Gedächtnis nicht verzichten. Es hat sich keineswegs die Quantität des zu merkenden Wissens verringert, allenfalls seine Art: es mag schon sein, daß man heute nicht mehr alles wissen muß; aber dafür muß man eben wissen wo es steht. Der einzige Effekt, den die massenhafte Verbreitung schriftlicher Wissenskonserven auf das von den Adepten einer Disziplin zu lernende und zu erinnernde Wissen gehabt hat, dürfte daher lediglich eine Verschiebung der Proportion von Faktenwissen und bibliographischem Wissen sein.

Das Vorurteil, daß Mnemotechnik durch die Verbreitung von Schrift überflüssig gemacht worden ist, ist im übrigen auch von der neueren *Ars-Memorativa*-Forschung überholt. In ihrer Untersuchung über den Wandel der *ars memorativa* im Mittelalter, d.h. einer Epoche, die durch die Verbreitung der Schrift gekennzeichnet ist, konnte Mary Carruthers nachweisen, daß keineswegs die Schrift oder das Buch die Mnemotechnik verdrängt haben – im Gegenteil wurden nun die Texte nach den Regeln der Mnemotechnik strukturiert. So entstand das, was wir heute Layout nennen<sup>35</sup> die Strukturierung von Texten mit Hilfe von Absätzen, Titeln, Randnoten, Illustrationen und Schemata ist eine Entwicklung des Mittelalters, die dem Ziel diente, die Texte einprägsamer zu gestalten. Wenn die Verbreitung schriftlichen Wissens tatsächlich, wie der Einwand behauptet, das Gedächtnis überflüssig machte, wäre diese Entwicklung, die unsere Textkultur bis heute trägt, nicht verständlich. Keineswegs machte die Entstehung einer Textkultur die *ars memorativa* überflüssig, vielmehr entstand diese Textkultur selbst als Synthese von Schrift und Mnemotechnik.

Und ein weiteres Syntheseprodukt scheint mir die theoretische Literatur zu sein. Theoretische Texte sind in höchstem Grade nach mnemotechnischen Regeln gearbeitet. Sie müssen dieses sein, weil sie im Gegensatz zu anderen Texten, die vielleicht nur der Unterhaltung dienen, und dann wieder vergessen werden können, die Funktion haben, Wissen zu „vermitteln“, d.h. Wissen in eine Form zu bringen, die es gestattet, daß man es behalten und erinnern kann.

Aber vielleicht ist der Gegner durch diese Auskunft noch nicht beschwichtigt. Er könnte zu einem neuen Schlag ansetzen und gerade diese Funktionsbestimmung in Zweifel ziehen.

Nun gut, so könnte er argumentieren, mag es also sein, daß man Theorien als Instrumente der Wissensvermittlung und damit als Gedächtniskünste einsetzen kann. Nur: diese Funktion ist ihnen keinesfalls wesentlich, und diese Funktion kann es deshalb auch nicht sein, aus der sich die Strukturen der Theorien erklären lassen. Theorien werden zu einem ganz anderen Zweck entworfen, nämlich, um den Gegenstand, den sie behandeln, besser *verstehen* zu können. Das ist ihr eigentlicher Zweck, und nur aus diesem ist auch ihre Struktur abzuleiten. Dagegen zu erklären, daß Theorien diese und jene formale Eigentümlichkeiten haben, weil sie als Gedächtnisstützen fungieren sollen, ist ebenso absurd, als wolle man Form und Aufbau einer Sahnetorte daraus ableiten, daß sie als Wurfgeschloß dienen kann. Zusammengefaßt lautet dieser Einwand, daß die eigentliche Funktion von Theorien, und damit auch das, was den Theoretiker motiviert, sie zu konstruieren, dies ist, daß man mit ihrer Hilfe den Gegenstand besser verstehen möchte, nicht aber, ihm ein gedächtnisfreundliches Design zu geben.<sup>36</sup>

Ich würde nun aber zwischen „etwas verständlicher machen“ und „etwas erinnerbar machen“ keine ausschließende Alternative sehen. Sich an etwas erinnern können, ist Voraussetzung dafür, daß man es verstehen kann, und umgekehrt kann man das, was völlig unverständlich ist, auch kaum behalten.<sup>37</sup> Ein Informationsberg, der nach den Regeln der *ars memorativa* gegliedert wird, ist kein ganz undurchdringlicher Block mehr. Vielleicht kann man sagen, daß Memorieren eine Vorform des Verstehens ist, bzw. daß Verstehen einen besonders hochentwickelten Typ des Memorierens darstellt. Die Grenzen zwischen beiden Prozessen sind fließend, es gibt keinen prinzipiellen Unterschied, daher verfängt auch dieser zweite Einwand nicht.

Es ist gleichwohl einen Gedanken wert, wie man das, was nur Mnemotechnik, künstliches Gedächtnis ist, von dem abgrenzen kann, was so entwickelte Mnemotechnik ist, daß es schon Theorie genannt werden muß. Im Mittelalter und in der Renaissance sind merkwürdige Gedächtnissysteme entwickelt worden, die zwar vielleicht die Erinnerung stützten, die man



aber kaum als Theorien bezeichnen würde. So beschreibt etwa Hugo von St. Victor neben seinem vollendet rationalen Zeichengitter, das wir oben vorgestellt haben, auch noch ein ganz arationales architektureales System von *loci*, dessen Kern die in viele Kammern gegliederte Arche Noah darstellt, von der dann viele Leitern, Bäume usw. ausgehen, deren Sprossen bzw. Äste dann wieder weitere *loci* darstellen usw.<sup>38</sup> Ein wucherndes, unüberschaubares Gebilde, das man kaum als Theorie bezeichnen würde.

Verglichen mit einem solchen Gebilde wirkt das Vier-Felder-Schema Parsons außerordentlich klar und rational, hier zögern wir nicht, von einer Theorie zu sprechen. Warum? Weil das Schema Parsons nicht nur gestattet, sich alle Arten von Informationen zu merken, sondern weil es sich auch *selbst* gut merken läßt. Und das, obwohl es unbegrenzt ist. Aber im Unterschied zu der wuchernden Gedächtnisarchitektur Hugos läßt sich Parsons Schema durch ein leicht zu merkendes Gesetz erweitern. Parsons Schema ist rational, weil es eine reflexive Mnemonik ist, eine Mnemonik, deren Regeln selbst leicht zu merken sind, während die Mnemonik Hugos eine solche ist, für die man schon ein gutes Gedächtnis mitbringen muß, allein, um sie sich einzuprägen. Ich schlage also vor, nur jene Künste als Theorien zu bezeichnen, die reflexiv sind, die nicht nur gestatten, sich auch anderes leicht zu merken, sondern auch selbst leicht eingeprägt werden können. Deshalb habe ich bereits oben gesagt, daß moderne Theorien als rationalisierte Formen jener alten Systeme zu verstehen sind. Gegen die alten Gedächtniskünste ist oft der Einwand erhoben worden, daß sie das Gedächtnis nicht etwa erleichtern, sondern nur zusätzlich belasten, da die üblichen Örtersysteme (von den Bildern ganz zu schweigen) kompliziert und schwierig zu lernen seien.<sup>39</sup> Dies genau trifft auf moderne Systeme, wie etwa das ausgeschöpfte Vier-Felder-Paradigma nicht mehr zu. Sie sind im Gegensatz zu den älteren Modellen, da sie gesetzmäßig konstruiert sind, leicht zu merken und stellen daher tatsächlich hilfreiche Diener beim Prozeß des Erinnerns dar.

Vielleicht läßt sich dieser strukturelle Unterschied erklären durch die verschiedene Funktion von antiker Gedächtniskunst und neuzeitlicher Theorie. Denn die antiken Gedächtnisarchitekturen waren ausdrücklich nur zum privaten Gebrauch durch ihren Autor bestimmt, und sie wurden nur zum Zwecke der Anregung eigener Konstruktionen vorgestellt. Dagegen sind moderne Theorien ausdrücklich zum öffentlichen Gebrauch innerhalb der Disziplin bestimmt. Man kann in der Geschichte der Entwicklung der Gedächtniskunst gut verfolgen, wie die Gedächtnissysteme von der Antike über Mittelalter und Renaissance immer weiter vom Status eines privaten Hilfsmittels in den Rang einer öffentlichen Einrichtung übergingen. Und parallel dazu ist auch eine Steigerung der Rationalität dieser Gebil-

de zu beobachten, wie es bei der Ausdehnung des Anwendungs- und Geltungsbereichs von Regelsystemen stets der Fall zu sein pflegt. Diese Rationalitätssteigerung machte sich einerseits in dem bereits angesprochenen Reflexivwerden der Gedächtnissysteme bemerkbar, und andererseits in einer steigenden Abstraktheit der veröffentlichten Gedächtnissysteme. Während Quintilian noch konkrete, ziemlich verwinkelte Architekturen beschreibt, ist an den Architekturen, die im Mittelalter und in der Renaissance veröffentlicht werden, ein deutlicher Trend zu Vereinfachung und Symmetrisierung festzustellen. Gleichzeitig lehnen sich die Architekturen immer seltener an reale Vorbilder an, und wo sie es doch tun, wie etwa das Gedächtnistheater Robert Fludds, da werden solche materielle Gebäude ausgewählt, die, wie das Londoner Globe-Theater, ein hohes Maß an Symmetrie aufweisen, während zuvor die Forderung erhoben wurde, möglichst abwechslungsreiche Gebäude als Vorlagen für die private Gedächtnisarchitektur zu verwenden.

Ein weiterer Unterschied zwischen den alten Gedächtniskünsten und den modernen Theorien scheint mir darin zu liegen, daß diese im Unterschied zu jenen auch noch die Funktion haben, eine Forschungsgruppe zu integrieren und zu beschäftigen. Moderne Theorien organisieren nicht nur das Gedächtnis, sondern auch den kollektiven Arbeitsprozeß „Forschung“. Sie müssen Forschungsprogramme formulieren. Daraus ergibt sich die Eigentümlichkeit, daß moderne Örtersysteme niemals voll besetzt sind, sondern zahlreiche Leerstellen aufweisen. Diese Leerstellen bezeichnen Aufgaben der Forschung, sie sind aufzufüllen. Ein typisches Beispiel ist das bereits erwähnte Periodensystem Mendeleevs, das in seiner ursprünglichen Formulierung mehrere Leerstellen aufwies, die in gewisser Hinsicht das Wichtigste an dem ganzen System waren, da sie Arbeitsfelder für andere Forscher bereitstellten, die sich nun auf die Suche nach den fehlenden Elementen begaben. Ähnlich funktioniert auch das Parsonsche Paradigma, in dem sich geradezu unendlich viele Arbeitsfelder für Soziologen öffnen lassen. Vielleicht kann man diesen durch die Doppelfunktion moderner Theorien bedingten Unterschied zu den alten Künsten auf die Formel bringen: die alten Gedächtnissysteme wuchsen dem Wissen hinterher, die modernen wachsen ihm voraus.

Der vierte Unterschied zwischen Theorien und dem, was bloße Mnemotechnik ist, besteht darin, daß Theorien die Tendenz haben, den Unterschied zwischen der Merkarchitektur und ihrem Inhalt verschwimmen zu lassen, indem etwa, um wieder Parsons Theorie als Beispiel anzuführen, behauptet wird, daß es sich bei den vier Feldern um Untergliederungen, die im Gegenstand selbst angetroffen werden können, nicht aber um ein übergestülptes Schema handele. Den Unterschied erkennt man auch an der

verschiedenen Art, wie die Inhalte in dem Schema untergebracht werden. Dies geschieht bei reinen Mnemotechniken ganz mechanisch, die Felder werden mit denjenigen Inhalten belegt, die gerade zufällig an der Reihe sind. Im Falle von Theorien dagegen wird viel Überlegung aufgewandt, in welches Feld man diesen oder jenen Inhalt einordnen soll, in welches Feld er am besten „paßt“. Reine Mnemotechniken lassen sich daher stets deutlich von ihrem Inhalt abheben, sie erwecken nie den Eindruck, als gehörten sie selbst dazu. Sie sind mit ihrem Gegenstand nicht so dicht verwoben wie die Architekturen, die als Theorien bezeichnet werden. Aber es mag durchaus Übergänge geben zwischen dem, was bloße Mnemotechnik ist und dem, was mit seinem Inhalt so verwachsen ist, daß man es schon Theorie nennen muß.

Antike *ars memorativa* und moderne Theorie haben beide die Funktion, dem Denken zu helfen, Vergangenes und Gegenwärtiges präsent zu halten. Es sind beides Formen des Gedächtnisses, denn dieses ist, wie Georg Picht einmal treffend formuliert hat, der „Inbegriff jener Strukturen ..., denen wir verdanken, daß Abwesendes für uns anwesend ist“.<sup>40</sup>

Manches Abwesende freilich bleibt auch bei Gebrauch solcher Strukturen abwesend, und zwar nicht unbedingt, weil es übersehen wurde, sondern weil es einfach nicht in die Struktur hereinpäßt. Theorien sind Formen, die nicht mit jedem Wissen kompatibel sind; keine Gedächtniskunst kann alle Inhalte auffangen. In diesem Sinne ist Theorie nicht nur eine Gedächtniskunst, sondern auch eine *ars oblivionalis*,<sup>41</sup> eine Kunst des Vergessens.

#### NOTES

<sup>1</sup> Marcus Fabius Quintilianus: Ausbildung des Redners, lat.-dt. herausgegeben und übersetzt von Helmut Rahn, XI, 2, 50–51 (Bd. II, S. 607.).

<sup>2</sup> Als Beispiel zitiert Mary Carruthers: *The Book of Memory*, Cambridge GB 1990, S. 19 eine Stelle aus Augustinus' *De natura et origine animae*, in der dieser einen Freund namens Simplicius beschreibt, welcher die Verse Vergils in beliebiger Reihenfolge rezitieren konnte.

<sup>3</sup> Kant zielt auf diesen Unterschied ab, wenn er in der Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, BA 94f das mechanische Memorieren vom judiziösen trennt. Kant benennt als dritte Form des Memorierens übrigens noch das ingeniöse, womit er gewisse unsystematische Eselsbrücken meint.

<sup>4</sup> A.a.O., S. 594 f.

<sup>5</sup> Vgl. Frances A. Yates: *Gedächtnis und Erinnern, Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare*, Weinheim 1990, S. 15.

<sup>6</sup> Ad C. Herennium, hg. und übersetzt von Harry Caplan, S. 219 (III. xxii).

<sup>7</sup> Vgl. Mary Carruthers a.a.O.: Ch. 3 und App. A (englische Übersetzung von Hugos Vorwort zu *De Tribus Maximis Circumstantiis Gestorum*).

<sup>8</sup> Vgl. außer den genannten Werken von Frances A. Yates und Mary Carruthers den von Anselm Haverkamp und Renate Lachmann herausgegebenen Band: *Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift*, Frankfurt 1991.

<sup>9</sup> Ein Psychologe weitet diese Ansicht auch auf naturwissenschaftliche Theorien aus: "Some of the best 'memory crutches' we have are called laws of nature", George A. Miller: *Information and Memory*, in: *Scientific American*, August 1963, S. 42–46 (44f), zitiert nach Mary Carruthers a.a.O., S. 1f.

<sup>10</sup> Vgl. die kurze Darstellung nebst Diskussion in Carl Gustav Hempel: *Philosophie der Naturwissenschaften*, München 1974, S. 115–117.

<sup>11</sup> Frances A. Yates a.a.O., S. 336.

<sup>12</sup> Vgl. besonders Hans Blumenberg: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, in: *Archiv für Begriffsgeschichte*, hg. von Erich Rothacker, Bd. 6, Bonn 1960, S. 7–142; oder ders.: *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt 1986. Auch Gaston Bachelard hat sich häufig mit der Rolle bewegender Bilder in theoretischen Systemen beschäftigt, siehe etwa: *La Formation de l'Esprit Scientifique*, Paris 1972, Chap. IV.

<sup>13</sup> Von mir verwendete Ausgabe: [Cicero] *Ad C. Herennium*, herausgegeben und ins Englische übersetzt von Harry Caplan, London/Cambridge MA 1954 (The Loeb Classical Library), S. 210f. (III, xvii–xviii).

<sup>14</sup> Eine Ausnahme vom Gesetz der kleinen Zahl bildet Giordano Brunos Örtersystem, dessen Organisator die ziemlich große Zahl 30 ist, vgl. Frances A. Yates a.a.O., Kap. 9, 11, 13 und 14.

<sup>15</sup> Vgl. Frances A. Yates a.a.O., Kap. 15–16. Übrigens führt Yates in Kap. 16 den überzeugenden Nachweis, daß es sich bei Fludds Gedächtnistheater um eine Rekonstruktion jenes Globe-Theaters handelt, in welchem Shakespeares Stücke erstmals aufgeführt wurden. Es ist nicht ohne Sinn, daß ein Welttheater als Vorlage einer weltreflektierenden Gedächtnisarchitektur verwendet wird.

<sup>16</sup> Zusammenfassende Diskussion in Alan D. Baddeley: *Die Psychologie des Gedächtnisses*, Stuttgart 1979, S. 133–139. Vgl. auch die popularisierende Darstellung in Sebastian Leitner: *So lernt man lernen*, Freiburg, Basel, Wien 1981, S. 177–186.

<sup>17</sup> Vgl. besonders Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Frankfurt a.M. 1980 (1935), S. 146–164.

<sup>18</sup> Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt 1993 (1976), besonders S. 193–202.

<sup>19</sup> Wolfgang Krohn / Günter Küppers: *Die Selbstorganisation der Wissenschaft*, Frankfurt 1989, S. 96f.

<sup>20</sup> Ich beziehe mich im Folgenden auf jene reife Darstellung der Theorie, die in der Einleitung und im Technischen Anhang von Talcott Parsons / Gerald M. Platt: *Die amerikanische Universität*, Frankfurt a.M. 1990, S. 20–50 und 549–587 gegeben wird. An Sekundärliteratur verwende ich besonders die sehr anregenden Texte von Egon Becker: *Die Welt des Talcott Parsons*, MS. Frankfurt a.M. 1983 und Egon Becker / Jürgen Ritsert: *Auf der Weltbaustelle – Einführung in die Condition Humaine bei Talcott Parsons*, in: dieselben: *Drei Beiträge zur fröhlichen Wissenschaft, Studentexte zur Sozialwissenschaft* Bd. 1, Frankfurt 1989.

<sup>21</sup> Die Empfehlung, die zu merkenden Themen in eine Ordnung zu bringen, geht wohl auf Quintilian zurück, sie ist besonders von Petrus Ramus popularisiert worden, vgl. Frances A. Yates a.a.O., S. 214ff.

<sup>22</sup> Ich bin mir bewußt, daß ich mich mit dieser Einteilung nicht auf dem obersten Abstraktionsniveau der Parsonsen Theorie befinde, wie sie in dem Spätwerk *A Paradigm of the Human Condition*, in: ders.: *Action Theory and the Human Condition*, New York 1978, S. 352ff dargelegt wird (nach Egon Becker / Jürgen Ritsert a.a.O.). Dort erweitert Parsons sein Schema so weit, daß es nicht nur die Gesellschaft reflektiert, sondern die ganze Welt. Ich untersuche hier aus darstellungstechnischen Gründen nur seine Gesellschaftsarchitektur.

<sup>23</sup> Vgl. Talcott Parsons / Gerald M. Platt a.a.O., S. 34. Die hier vorgenommene Übersetzung aus dem amerikanischen Original *The American University*, Harvard 1973, S. 19 ist etwas freier als die von Michael Bischoff, entspricht aber dem gemeinten Sinn m.E. besser.

<sup>24</sup> Übrigens hatte Parsons für die Buchstabenfolge AGIL bzw. ihre Umkehrung LIGA noch eine andere Verwendung: mit ihrer Hilfe memorierte er gewisse Prozesse, die mit den in den Feldern befindlichen gesellschaftlichen Bereichen zusammenhängen; eine Raffinesse des Systems, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen.

<sup>25</sup> Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation*, Frankfurt 1977 (Bern 1969), S. XVII empfand die Parsonsche Theorie als „dunkles Gewölke, aus dem hie und da ein paar Lichtstrahlen auf die Erde dringen“, zitiert nach Egon Becker: *Die Welt des Talcott Parsons*, MS. Frankfurt a.M. 1983, S. 2.

<sup>26</sup> Vgl. Parsons / Platt: *Die amerikanische Universität*, a.a.O., S. 557.

<sup>27</sup> Vgl. Friedemann Rex: Griechische, chinesische und chemische Elemente, in: *Chemie in unserer Zeit*, 19. Jg., 1985, Nr. 6, S. 191–196.

<sup>28</sup> Vgl. Frances A. Yates: *The Art of Ramon Lull: An Approach to it through Lull's Theory of the Elements*, in: dieselbe: *Lull and Bruno, Collected Essays*, Vol. I, London 1982, S. 9–77 (ursprünglich veröffentlicht in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes*, XVII, 1954), siehe auch Frances A. Yates: *Gedächtnis und Erinnern*, a.a.O., Kap. 8. Das Vier-Elemente-Schema war übrigens auch konstitutiver Bestandteil zahlreicher anderer mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Gedächtnissysteme, dazu siehe wieder Yates a.a.O., Register s.v. „Elemente“.

<sup>29</sup> Vgl. die kurze Darstellung in Gaston Bachelard: *Le Matérialisme Rationnel*, Paris 1972, S. 42ff.

<sup>30</sup> Ein im Mittelalter und in der frühen Neuzeit häufig verwandter *terminus technicus* für ausgearbeitete Örtersysteme.

<sup>31</sup> „Mathematisch kann man die Überlegenheit des Viererschemas über das Fünferschema etwa dadurch begründen, daß das Viererschema graphisch dargestellt eine größere Anzahl von Symmetrien (Dreh-, Klapp-, Spiegel-Symmetrien) zuläßt als das Fünferschema, das nur eine Symmetriegruppe enthält“. Gernot Böhme und Hartmut Böhme: *Philosophie und Wissenschaftsgeschichte der vier Elemente*, MS. Darmstadt 1993, S. 3

<sup>32</sup> Es wäre interessant, diese Vermutung zu prüfen, und sie durch einen Vergleich der formalen Eigenschaften der Dreier-Form mit der Vierer-Form zu fundieren – eine Aufgabe, die wir hier nicht bearbeiten können.

<sup>33</sup> Vgl. Parsons / Platt: *Die amerikanische Universität*, a.a.O., S. 557. Das Problem der Besetzung des offenen Feldes und seine Lösung schildern die Autoren auf S. 550f.

<sup>34</sup> Vgl. insbesondere Bernadette Bensaude-Vincent: *Mendeleev's Periodic System of Chemical Elements*, in: *British Journal for the History of Science*, 1986, 19, S. 3–17; ferner Johannes Willem van Spronsen: *The Periodic System of Chemical Elements*, Amsterdam 1969, S. 133.

<sup>35</sup> Vgl. Mary Carruthers a.a.O., Kap. 7. Bei den neuen Medien ist sogar eine noch stärkere Verwandtschaft mit den Strukturprinzipien der *ars memorativa* zu beobachten. Während nämlich die Informationen in einem Buch linear aufeinanderfolgen, sind sie in einem Hypertext auf dem PC nichtlinear vernetzt – ganz ähnlich, wie in der antiken Gedächtniskunst. Die neuen Medien wirken oft wie eine Visualisierung der alten Gedächtnissysteme: was man heute auf dem Bildschirm sieht, wenn man durch das Internet surft oder in einem Hypertext navigiert, dürfte den Bildern, die ein Rhetor der Antike vor seinem inneren Auge sah, wenn er eine Rede memorierte, sehr ähneln. Auch die Idee, Informationen in virtuellen Gebäuden abzulegen, wird vielfach aufgegriffen.

<sup>36</sup> Dies ist übrigens etwas anderes, als zu behaupten, Ziel einer Theorie und damit strukturbildender Faktor sei es, mit der Struktur der Realität übereinzustimmen, d.h. wahr zu sein. Etwas verständlich machen ist etwas anderes als über etwas wahre Aussagen zu treffen. Auf den Unterschied kann hier nicht eingegangen werden, vgl. aber Hermann Schmitz: Zur Rehabilitierung des Verstehens als wissenschaftlicher Aufgabe, in: Neue Phänomenologie, Bonn 1980, S. 47–58.

<sup>37</sup> Eine bekannte Einsicht der Lern- und Gedächtnispsychologie, vgl. Alan Baddeley a.a.O., Kap. 11, s. besonders S. 310ff. Frederic Bartlett konnte in verschiedenen außerordentlich geistreichen sozialpsychologischen Experimenten nachweisen, daß Ungewohntes in Erinnerungsprozessen solange umgeformt wird, bis es gewohnten Stereotypen und Klischees entspricht. Vgl. Frederic C. Bartlett: *Remembering*. Cambridge 1932.

<sup>38</sup> Vgl. Mary Carruthers a.a.O., S. 229–242.

<sup>39</sup> Vgl. etwa Quintilian a.a.O., XI, 2, 23–26.

<sup>40</sup> Georg Picht: Was ist Literatur? in: Hier und Jetzt: Philosophieren nach Auschwitz und Hiroshima, Stuttgart 1980, s. 273–286 (281).

<sup>41</sup> Vgl. Umberto Eco: *An Ars Oblivionalis?* Forget it! in: PMLA 103 (1988), S. 254–261. Nur der Titel der (von mir nicht eingesehenen) Arbeit interessiert hier.

Institut für Philosophie

Fachbereich 2 (Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften)

64283 Darmstadt, Schloß